



Predigt im Ökumenischen Gottesdienst von Pfarrer Dr. Wolfgang Beck

Nach Beendigung des Seminars: "Wieviel Streit verträgt die Demokratie?" am 17.03.2019
im Ökumenischen Kirchenzentrum Klein Berkel

Evangelium: Mt 19, 16-23

16 Und siehe, da kam ein Mann zu Jesus und fragte: Meister, was muss ich Gutes tun, um das ewige Leben zu gewinnen? 17 Er antwortete: Was fragst du mich nach dem Guten? Nur einer ist der Gute. Wenn du aber in das Leben eintreten willst, halte die Gebote! 18 Darauf fragte er ihn: Welche? Jesus antwortete: Du sollst nicht töten, du sollst nicht die Ehe brechen, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugnis geben; 19 ehre Vater und Mutter! Und: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! 20 Der junge Mann erwiderte ihm: Alle diese Gebote habe ich befolgt. Was fehlt mir noch? 21 Jesus antwortete ihm: Wenn du vollkommen sein willst, geh, verkauf deinen Besitz und gib ihn den Armen; und du wirst einen Schatz im Himmel haben; und komm, folge mir nach! 22 Als der junge Mann das hörte, ging er traurig weg; denn er hatte ein großes Vermögen. 23 Da sagte Jesus zu seinen Jüngern: Amen, ich sage euch: Ein Reicher wird schwer in das Himmelreich kommen.

Lesung: Jona 3,10 – 4,11

10 Und Gott sah das Verhalten der Menschen; er sah, dass sie umkehrten und sich von ihren bösen Taten abwandten. Da reute Gott das Unheil, das er ihnen angedroht hatte, und er tat es nicht. 1 Das missfiel Jona ganz und gar und er wurde zornig. 2 Er betete zum HERRN und sagte: Ach HERR, habe ich das nicht schon gesagt, als ich noch daheim war? Eben darum wollte ich ja nach Tarschisch fliehen; denn ich wusste, dass du ein gnädiger und barmherziger Gott bist, langmütig und reich an Huld und dass deine Drohungen dich reuen. 3 Darum, HERR, nimm doch nun mein Leben von mir! Denn es ist besser für mich zu sterben als zu leben. 4 Da erwiderte der HERR: Ist es recht von dir, zornig zu sein? 5 Da verließ Jona die Stadt und setzte sich östlich vor der Stadt nieder. Er machte sich dort ein Laubdach und setzte sich in seinen Schatten, um abzuwarten, was mit der Stadt geschah. 6 Da ließ Gott, der HERR, einen Rizinusstrauch über Jona emporwachsen, der seinem Kopf Schatten geben und seinen Ärger vertreiben sollte. Jona freute sich sehr über den Rizinusstrauch. 7 Als aber am nächsten Tag die Morgenröte heraufzog, schickte Gott einen Wurm, der den Rizinusstrauch annagte, sodass er verdorrte. 8 Und als die Sonne aufging, schickte Gott einen heißen Ostwind. Die Sonne stach Jona auf den Kopf, sodass er fast ohnmächtig wurde. Da wünschte er zu sterben und sagte: Es ist besser für mich zu sterben als zu leben. 9 Gott aber sagte zu Jona: Ist es recht von dir, wegen des Rizinusstrauches zornig zu sein? Er antwortete: Ja, es ist recht, dass ich zornig bin und mir den Tod wünsche. 10 Darauf sagte der HERR: Du hast Mitleid mit einem Rizinusstrauch, für den du nicht gearbeitet und den du nicht großgezogen hast. Über Nacht war er da, über Nacht ist er eingegangen. 11 Soll ich da nicht Mitleid haben mit Ninive, der großen Stadt, in der mehr als hundertzwanzigtausend Menschen leben, die zwischen rechts und links nicht unterscheiden können - und außerdem so viel Vieh?



Liebe Schwestern und Brüder,

das Leben kann ziemlich kompliziert sein! Das erleben alle, die vor schwierigen Entscheidungen stehen. Das gilt im persönlichen Umfeld, etwa bei ethischen Entscheidungen im Medizin- und Pflegebereich. Das gilt bei der Entscheidung junger Menschen für eine Ausbildung, für ein Studium oder einen Beruf. Das gilt erst recht, wenn ich mich verbindlich an einen Menschen binde und Verantwortung für andere übernehme. Und es ist ein Merkmal moderner Gesellschaften, dass das ganze Leben von unendlich vielen Optionen und Möglichkeiten durchzogen ist, so dass häufig von einer „Multioptionsgesellschaft“ (Peter Gross) gesprochen wird. Eltern, die sich für eine Schule für ihr Kind entscheiden müssen, erleben das genauso, wie Kinder, die für ihre altgewordenen Eltern Entscheidungen treffen müssen. Das Problem dabei ist nicht nur, dass die Zahl der Möglichkeiten unüberschaubar ist und die Folgen und Konsequenzen oft nur schwer abzuschätzen. Es scheint bei diesen Entscheidungen auch eine geringe Fehlerfreundlichkeit zu geben. Zumindest wird gerade jungen Menschen suggeriert, dass sie von Beginn ihres Schulweges an, alles in den Dienst der späteren Entwicklungen zu stellen hätten. Selbst Auslandsaufenthalte werden dann zunehmend in sozialen Projekten so gewählt, dass sie bei späteren Bewerbungen einen Vorteil bringen. Da wundert es nicht, dass in der Soziologie von der Vorstellung von „Biographie-Design“ gesprochen wird. Alles, alle Bereiche des Lebens und alle Lebensabschnitte werden dann zum Gestaltungsfeld der eigenen Persönlichkeit. Bis hin zur Art einer Bestattung und der Form des Trauerns, in dem ich Statements darüber gebe, wie ich gesehen werden möchte, wie ich mich oder uns als Familie verstehe und welche Identitätskonstruktion ich für mich errichte. Hier geht es gar nicht darum, ob das gut oder schlecht ist. Aber es ist doch anzunehmen, dass viele Menschen, für die aus den Gestaltungsmöglichkeiten auch ein Gestaltungsdruck entsteht, dabei Stress erleben und sich häufig überfordert fühlen. Dann gilt mit einem Stöhnen: „Das Leben kann kompliziert sein.“

Dichotomien aller Ordnungssysteme

Das gilt natürlich auch zu allen Zeiten. Deshalb besteht Kultur zu einem hohen Maß daraus, Ordnungssysteme anzubieten, um sich einen Überblick zu verschaffen und die Unübersichtlichkeit zu strukturieren. So entscheidet die Situation darüber, ob ein Statement eine Beleidigung oder ein mehr oder weniger gut gelungener Witz ist. Und ob Schokolade etwas Gutes ist, entscheidet aufgrund ihres Ortes, also ob sie im Mund ist oder auf dem weißen Hemd. Im einen Fall ist sie Genuss, im anderen Fall ist sie Dreck, obwohl es ganz genau die gleiche Schokolade ist. Orts- und Zeitbestimmungen sind Strukturmaßnahmen darüber, wie Dinge bewertet werden. Und sie sind Hilfskonstruktionen, um den Überblick zu behalten und zumindest das einfachste aller Schemata zur Anwendung zu bringen: die Dichotomie. Die dichotome, also zweiteilig kontrastive Gegenüberstellung von gut und böse, dreckig und sauber, von Mann und Frau, von „die da oben“ und „wir hier unten“, von rechts und links – all diese dichotomen Gegenüberstellungen sind Versuche, das Unübersichtliche in eine möglichst leichthandhabbare Ordnung zu bringen. Sie erzielen unmittelbare Plausibilitäten, sind praktisch handhabbar und auf alles anzuwenden. Mit ihnen wird das komplizierte Leben ein bisschen leichter. Ihr Problem ist lediglich, dass die Realität nicht immer oder eigentlich so gut wie nie dieser einfachen Gegenüberstellung entspricht. Das Leben besteht eben aus Grautönen, aus Uneindeutigkeiten, aus einem diffusen „Dazwischen“. Das



ist ein bisschen ärgerlich. Denn es ruft in Erinnerung, dass Dichotomien lediglich ein Hilfskonstrukt sind, ein Instrument der Vereinfachung. Sie sind nicht die Realität. Und in Zeiten großer Ordnungs- und Sicherheitsbedürfnisse sind die Uneindeutigkeiten dieser Realität schwer auszuhalten oder mit Gelassenheit zu betrachten. Sie stellen etwas lästig das plausibelste aller Ordnungssysteme in Frage und verunsichern es. Für uns als Christ*innen ist das zentral, denn im Zentrum unseres Glaubens steht ja das Bekenntnis zu Jesus als dem Gottessohn. Das ist immer ein Problem gewesen, weil bei ihm nicht eindeutig zu bestimmen ist, ob er Mensch ist oder Gott. Er ist beides. Er ist also die personifizierte Aufhebung der klassischen Dichotomie und ist dadurch eine permanente Anfrage an zu simple Ordnungsversuche. Wer in Unübersichtlichkeit Klarheit sucht, wird mit dem christlichen Glauben wenig anfangen können. Der erfordert zu viel Differenzierung und bringt zu wenig Ordnung.

Umgang mit der Unübersichtlichkeit

Und wir haben heute hier in Hameln darüber gesprochen, dass dieses Komplizierte natürlich auch für politische Meinungsbildungsprozesse und öffentliche, gesellschaftliche Diskurse gilt. Wenn gesellschaftliche Instanzen mit „Gatekeeper-Funktion“ (Bernhard Pörksen), wie zum Beispiel den Zeitungsredaktionen oder anderen Institutionen, nivelliert werden, Institutionen einen bemerkenswerten Image- und Ansehensverlust erleiden, dann werden alle zu Beteiligten mit vielfältigen Partizipationsofferten. Das ist einerseits ein Gewinn in den demokratischen Prozessen, schließlich können sich alle an den Meinungsbildungsprozessen beteiligen. Das ist aber auch eine weitere Steigerung der Unübersichtlichkeit.

Jona als Inbegriff des Umdenkens.

Dass all dies nicht nur gesellschaftliche und politische Fragen sind, sondern für uns als Christen und Christinnen zentrale Fragen unseres Glaubens und Selbstverständnisses berührt, das wird deutlich, wenn wir die biblischen Texte näher in den Blick rücken, die wir gerade gehört haben. Da war zunächst die schöne Erzählung vom Propheten Jona. Den kennen die meisten mit der Geschichte vom Wal bzw. dem großen Fisch und seiner spektakulären Flucht vor dem prophetischen Auftrag Gottes. Hier nun haben wir es mit der Fortschreibung der Geschichte zu tun, die eigentlich noch bemerkenswerter ist. Denn nach der reuevollen Umkehr der Menschen von Ninive aufgrund der eindringlichen Predigt des Propheten reut es Gott und er erbarmt sich der Menschen. Aber genau das wird für Jona nun zum Problem. Denn der hadert mit dem Wandel Gottes. Es ist ihm ein Ärgernis, dass Gott so barmherzig ist und noch einmal seinen Plan ändert. Und es ist ja schon ein interessantes Gottesbild: die Vorstellung, dass Gott sich umstimmen lässt und sich entgegen dem ursprünglichen Plan dann doch barmherzig zeigt. Das ist für Jona völlig unerträglich. Er ist strenger als Gott. Und Gott nimmt das nicht achselzuckend hin, sondern möchte Jona für sein barmherziges Denken, sein Umdenken, gewinnen. Indem er ihm erst ein Schatten spendendes Bäumchen schenkt, dann aber auch einen Wurm schickt, der das Bäumchen wieder zerstört. Da wird ein richtig pädagogischer, erzieherischer Gott sichtbar. Nicht zuletzt ist es ein humorvolles Vorgehen und zeigt, dass gerade in der Gegenüberstellung des großen Wales mit dem kleinen Wurm ein großartiges literarisches Motiv erzeugt wird. Im Zentrum steht aber die Einsicht, dass der Prophet, der so markant und konfliktbereit unter den Menschen auftritt, umdenken und lernen muss. Der Prophet wird gerade in dieser ihm abgeforderten Beweglichkeit zu einem Typus des religiösen, glaubenden Menschen.

Die Bereitschaft zur Korrektur erfordert einen liebevollen Blick auf die Schwäche.



Und dieses Umdenken ist natürlich ein Moment der Schwäche, weil ich eingestehen muss, dass meine gestrige Position nicht die endgültige bleiben kann und ich mich korrigieren muss. Mit dem Anspruch des Prophetischen aufzutreten erfordert also vor allem eine positive Einstellung zu solchen eigenen Schwächeerfahrungen. Der französische Philosoph Jean-Luc Nancy sieht darin für das Christentum ein zentrales Konstitutivum und knüpft dabei an Gianni Vattimo und dessen Ansatz vom „Schwachen Denken“ an. Dieses positive Verhältnis zum Schwachen ist für uns Christen und Christinnen immer wieder zu reflektieren, weil es ganz der biblischen Überlieferung Jesu in den Evangelien entspricht. Nicht nur ist ja das Kreuz das Symbol der Schwäche schlechthin. Wo es qua Verfügung in den Amtsstuben zum Symbol kultureller Überlegenheit und Stärke gemacht werden soll, da wird es möglicherweise von innen heraus demontiert.

Die biblische Tradition der Schwäche.

Dass aber auch jenseits des Kreuzes die Schwäche in den Evangelien auszumachen ist, lässt sich immer wieder beobachten. Man könnten nun meinen: Ja natürlich, Jesus wendet sich den Schwachen, also anderen Menschen zu. Das stimmt sicherlich. Aber auch im Auftreten Jesu selbst gibt es bemerkenswerte Situationen. In ihnen knüpften die neutestamentlichen Texte an der biblischen Tradition der Thora an, die weitgehend auf das Genre der Heldenerzählungen verzichtet. Nicht mal der Exodus des Volks Israel aus Ägypten wird als Heldenepos geschildert. Denn die schwächeln immer wieder: sie murren, sie tanzen um das Goldene Kalb, sie beschwerten sich über ihren Anführer Moses und zum Schluss trauen sie sich nicht in das gelobte Land hinein, weil es wilde Gerüchte gibt. Und herausragende Persönlichkeiten werden immer wieder in der Tradition Israels demontiert: Mose wird als Totschläger überliefert, der deshalb nicht mal in das Gelobte Land einziehen darf. David wird als machtgeiler Aufsteiger geschildert, der auch Blut an den Händen hat. Diese Reihe ließe sich ausgiebig verlängern. Hier wird sichtbar: In der alttestamentlichen Tradition werden herausragende Persönlichkeiten immer auch in der Gefahr gesehen, sich zu wichtig zu nehmen. Deshalb werden auch ihre Schwächen überliefert. Das ist das Bemerkenswerte: Die Peinlichkeiten verschwinden nicht unter dem Teppich einer beschönigenden Geschichtsschreibung. Sie werden nicht im Laufe der Tradierung eliminiert, sondern als wichtige Stütze der gemeinsamen Identität beibehalten. Und sie sind ein wirkungsvoller Sicherungsmechanismus, damit die Menschen sich nicht zu wichtig nehmen und den Blick auf Gott als den eigentlichen König, den eigentlichen Helden seines Volks unverstellt beibehalten.

Das positive Aushalten der Ablehnung

So entsteht eine Identität der Schwäche. Und dies Muster findet sich neutestamentlich in der Begebenheit, von der wir gerade beim Evangelisten Matthäus gehört haben. Da ist ein Mensch, der wirklich interessiert ist und fromm und gut und dann an der Frage des Reichtums feststellt, dass er sich überfordert fühlt. Man könnte hier ganz auf die Bedeutung von Armut und Verzicht als spirituelles Programm Jesu eingehen. Anhand dieser Thematik wird jedoch auch sichtbar: Da ist ein Mensch, der nicht euphorisch alles stehen und liegen lässt, wie zuvor die Fischer am See, die sich spontan der Bewegung Jesu anschließen scheinen. Hier wird nun ein Mensch geschildert, der nicht nachfolgt. Und der wird nicht mal als unsympathischer oder ärgerlicher Zeitgenosse beschrieben, mit dem niemand etwas zu tun haben wollte. Leider nicht mal das. Er ist guten Willens, er ist fromm, er ist motiviert und entscheidet sich doch gegen den Weg Jesu. Es kommt zu einer reflektierten, wohl bedachten Ablehnung dessen, was Jesus ihm als Weg zu einem erfüllten Leben vorschlägt. Dass diese Episode der Ablehnung und des Dissenses überhaupt Bestandteil der Evangelien ist, darin liegt vielleicht schon das eigentlich Bemerkenswerte.



Lebenswege sind in ihrer Heterogenität zu würdigen, nicht einzuordnen.

Es ist eine Würdigung der Heterogenität von Lebenswegen, wie sie etwa von dem evangelischen Theologen Henning Luther entwickelt wurde. Er wird seit einigen Jahren zunehmend auch in der katholischen Theologie gewürdigt, um das Fragmentarische der menschlichen Biographien positiv einordnen und auch hier die vereinfachende Gegenüberstellung von gelungenen und gescheiterten Lebenswegen zu überwinden. Entscheidend ist in der Betrachtung der Ablehnung, die Jesus im Angebot eines Glaubens- und Lebenswege erfährt: Die Begebenheit wird nicht negiert und eliminiert. Sie wird auch nicht in eine plakative Überzeichnung aufgelöst, in der es nur Freunde und Feinde, entschiedene Jünger*innen und glaubensschwache Dummköpfe gibt. Sondern hier wird das Uneindeutige, das dem religiösen Menschen, der doch nicht nachfolgt, in den Konstitutionsprozessen der sich bildenden jesuanischen Gemeinden ein Gegenakzent geschaffen, er wird zu einem feststehenden Narrativ, so dass er bei allen drei Synoptikern vorkommt.

Er wird zu einem Lehrstück für die Gemeinden, die eigene Entschiedenheit und die Bereitschaft des ganzen Einlassens auf die Nachfolge Jesu zu reflektieren. Er wird aber auch eine Repräsentation für die Heterogenität von Glaubens- und Lebenswegen, die zu ermöglichen und manchmal auch auszuhalten sind. Die Begebenheit knüpft an der Tradition Israels an, die Kanonbildung Heiliger Schriften nicht bloß im Sinn von Heldenmythen und Legendenbildung zu betreiben. Die Überlieferung der Schwächen und Pannen, bis hin zur Ablehnung, gehört zentral zu dieser Überlieferungstradition Israels, um die Wirkmächtigkeit und Barmherzigkeit Gottes zu erweisen.

Der „Wurm“ nagt an kirchlichen Ansätzen der Entschiedenheit und Radikalität.

Und sie hinterfragt beliebte, derzeit florierende Ansätze, christlichen Glauben als möglichst entschiedene und radikale Nachfolge zu inszenieren. Es ist gerade in der Kirche eine derzeitige Versuchung, unter den Begriffen von Mission und Evangelisierung mit dem Ideal größtmöglicher Entschiedenheit eine Ordnung zwischen angeblich „lauen“ Christ*innen und den „entschiedenen“ Christ*innen zu erstellen. So soll eine kleine Gruppe der Verlässlichen mit einer zu Gesellschaft und Kirche kontrastierenden Identität konstruiert werden. Aber: Es braucht manchmal nur einen Wurm, um den Menschen die Schlichtheit dieser zu einfachen und zu strengen Ordnungen vor Augen zu führen. **Wo Gott, wie bei Jona mit einem Wurm, den Menschen zum Lernen und Umdenken bringt, da ermöglicht er zwei Dinge: die Solidarität mit allen und den gelassen-liebvollen Blick auf die Erfahrung der Schwäche.**

Amen.

Wolfgang Beck, 17.03.2019